

Arnulf Zitelmann  
erzählt

# Die Geschichte der Christen



Die Geschichte der Christen

*Arnulf Zitelmann*, geboren 1929, trat nach seinem Studium der Philosophie und Theologie in den Dienst der Evangelischen Landeskirche Hessen. Von 1977 bis 1992 war er als Religionslehrer an einem Gymnasium in Darmstadt tätig. Heute lebt und arbeitet er als freier Schriftsteller in der Nähe von Darmstadt. Er ist Autor zahlreicher Jugendbücher, Romane und Biografien, unter anderem über Martin Luther und Martin Luther King. Seine Bücher wurden vielfach ausgezeichnet, unter anderem erhielt er den Gustav-Heinemann-Friedenspreis und den Großen Preis der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur. Bei Campus erschien *Die Weltreligionen* (2002).

Arnulf Zitelmann  
erzählt

# Die Geschichte der Christen

Illustration von Silke Reimers

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.  
ISBN 3-593-37413-7

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne  
Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2004 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main

Umschlaggestaltung: Silke Reimers, Mainz

Satz: Fotosatz L. Huhn, Maintal-Bischofsheim

Druck und Bindung: Druckhaus Beltz, Hemsbach

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.

Printed in Germany

**Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)**

**© Campus Verlag GmbH**

# Inhalt

Erstes Jahrhundert	
Jesus und die Jesusbewegung . . . . .	7
Zweites Jahrhundert	
Bischöfe, Päpste und Gurus . . . . .	26
Drittes Jahrhundert	
Der römische Staat duldet keine Christen . . . . .	33
Viertes Jahrhundert	
Die Erfindung des <i>Neuen Testaments</i> . . . . .	41
Fünftes Jahrhundert	
Augustinus, der Lehrer des Westens . . . . .	55
Sechstes Jahrhundert	
Patrick, Benedikt und die Missionierung Europas . . . . .	67
Siebtens Jahrhundert	
Irische Wanderprediger . . . . .	78
Achtes Jahrhundert	
Kulturkampf in Byzanz . . . . .	86
Neuntes Jahrhundert	
Karl der Große, ein neuer David . . . . .	94

Zehntes Jahrhundert	
Kyrillis Christen-ABC . . . . .	103
Elftes Jahrhundert	
Rom und Byzanz: die geteilte Kirche . . . . .	114
Zwölftes Jahrhundert	
Gotische Lichtbaukunst und Kreuzzüge . . . . .	125
Dreizehntes Jahrhundert	
Die allmächtigen Päpste und ihr kleiner Bruder Franz . . . . .	138
Vierzehntes Jahrhundert	
Demokratie in der Kirche? . . . . .	151
Fünfzehntes Jahrhundert	
Gutenberg, Kolumbus und die Folgen . . . . .	163
Sechzehntes Jahrhundert	
Luther, Zwingli, Calvin – Reformation in Westeuropa . . . . .	175
Siebzehntes Jahrhundert	
Hexenverbrennungen und der Dreißigjährige Krieg . . . . .	192
Achtzehntes Jahrhundert	
Aufklärer in Europa, neue Prediger in Amerika . . . . .	209
Neunzehntes Jahrhundert	
Christentum in der modernen Welt . . . . .	221
Zwanzigstes Jahrhundert	
Bleibt das Christentum zukunftsfähig? . . . . .	228
Zeittafel . . . . .	236

Erstes Jahrhundert

# Jesus und die Jesusbewegung

In Nazaret, in einem palästinensischen Dörfchen, beginnt die Geschichte des Christentums. »Was kann aus Nazaret Gutes kommen?«, fragte ein Zeitgenosse vor 2 000 Jahren und erwartete keine Antwort.

Jesus, mit jüdischem Namen Jeschua, kam aus Nazaret. Nie hätte er es sich träumen lassen, dass sein Gedächtnis nach Jahrtausenden noch lebendig ist. Rechnete Jesus doch schon zu seiner Zeit mit dem baldigen Ende dieser Weltzeit und setzte alle Hoffnung auf ein beginnendes Gottesreich.

## Ein Prediger mit Zimmermannshänden

Alles begann sehr klein, sehr bescheiden. In einem Dorf, wie es tausend andere in Palästina gab. Dort wächst Jesus als Ältester in einer großen Geschwisterschar auf. Jakobus, Josef, Simon und Judas sind seine Brüder. Dazu kommen mehrere Schwestern, deren Namen nicht überliefert sind. In den vier ältesten Jesus-Biografien, den so genannten Evangelien, werden viele Frauen namentlich aufgeführt, doch seine Schwestern bleiben ohne Gesicht. Sind es zwei, drei, vier oder gar noch mehr Töchter, die aus der Ehe von Maria und Josef hervorgehen? Darüber wissen wir nichts. Im Gegensatz zu den Jesusbrüdern, die später in der Geschichte der ersten Christen eine wichtige Rolle spielen.

Eine große Kinderschar lebt unter Josefs Dach. Mindestens sieben Geschwister müssen es gewesen sein, nicht untypisch in jüdischen Familien. Und dass so viele Kinder von Maria und Josef das Erwachsenenalter erreichen, spricht für einen gewissen Wohlstand. Zimmermann sei Jesus von Hause aus gewesen, erfahren wir von Markus, dem ältesten der Jesus-Biografen. Er wird diesen Beruf vom Vater übernommen haben.

Im Zimmermannsberuf ist damals alles noch Handarbeit. Einen Baumstamm

in Bretter zu zerlegen, gerät zur schweißtreibenden Schufferei: Der Stamm wird über einem offenen Bodenschacht der Länge nach aufgebockt, ein Mann steht oben, der andere unten in der Grube. So ziehen sie das Sägeblatt durchs Holz, Stunde um Stunde. Josef und sein Sohn. Ich stelle mir die Statur von Jesus darum auch nicht so engelhaft zart vergeistigt vor, wie er in den Kinderbibeln erscheint. Der spätere Wanderprediger wird eine athletische Figur gehabt haben, vielleicht so wie ihn Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle in Rom malte.

Jahre vor Maria stirbt vermutlich Vater Josef. Jetzt ist Jesus Familienoberhaupt und Ernährer. Er kümmert sich um die Versorgung und die Ausbildung der Geschwister, bis sie mündig sind. Darüber hinaus ist er zuständig für die religiöse Unterweisung der Familie, die Einhaltung der Gottesgesetze, die in den ersten fünf Büchern der Bibel, der Tora, niedergelegt sind. Eine verantwortungsvolle Aufgabe. Wahrscheinlich hat Jesus allein schon deshalb keinen eigenen Hausstand gegründet.

Gewiss befindet sich in Nazaret ein Lehrhaus, eine Synagoge. Dort hat Jesus wie alle jüdischen Jungen jahraus, jahrein bis zu seiner Volljährigkeit mit vierzehn die Tora-Schule besucht. Dort hat er lesen, vielleicht auch ein wenig schreiben gelernt. Die Abschnitte der Tora, die im Lehrhaus vorgetragen werden, kennt er in- und auswendig. Und in dem Dörfchen wird er mindestens einmal jedes Jahr am Sabbat aus den Schriftrollen öffentlich vorgetragen haben. Er kennt sich also aus »in dem Gesetz und in den Propheten«.

## Was ist den Jesus-Biografen entgangen?

Als er mit dreißig seiner Familienpflichten ledig ist, seine Geschwister alt genug sind, für sich selbst zu sorgen, verlässt Jesus das Vaterhaus und Nazaret. Ihn zieht es zu dem neuen Propheten, zu Johannes, der am Jordanufer Buße predigt und tauft. Johannes ist Asket. Er kleidet sich in grobes Kamelhaar, und »er aß Heuschrecken und wilden Honig«, Beduinennahrung, Wüstenspeise. Jesus lässt sich von dem Asketen zur Taufe ins Wasser des Jordan untertauchen. Dabei, erzählen die Evangelien, erfährt er seine Berufung zum Wanderprediger.

Sein Wirkungskreis ist das nördliche Israel, die Provinz Galiläa, eine Region weitab von Jerusalem mit seinem Tempel. Jesus durchreist das Land, findet Anhänger und Schüler, wie sie jeder Lehrer in der Antike bei sich führt. Es sind Handwerker, Fischer, Zollbedienstete, lauter kleine Leute. Nicht bettelarm, aber doch keine Tora-Spezialisten oder Religionsexperten.

Im nächsten Jahrhundert wird Celsus, ein nichtchristlicher Philosoph, die Gläubigen damit verspotten: Jesus habe gerade mal eine Hand voll Menschen an sich binden können, verrufene Leute samt und sonders, Unwissende, die bis dahin ein kümmerliches Leben führten, ihn am Schluss überdies noch verraten hätten. Und Friedrich Nietzsche, der Philosoph des 19. Jahrhunderts, bedauert, dass sich unter den Begleitern von Jesus kein Literat befand, der uns ein getreueres Bild hätte zeichnen können.

Ja, schade. Auch ich frage mich, ob seine ersten Begleiter dem Mann aus Nazaret überhaupt gewachsen waren. Im Großen und Ganzen mögen sie ein zutreffendes Bild von ihrem Lehrer überliefert haben. Aber was ist ihnen entgangen? Was seinen ersten Biografen? Wir werden es nie erfahren.

Wie Sokrates, der Star unter den Philosophen im antiken Griechenland, wie Buddha, der indische Lehrer, wie Konfuzius in China hat Jesus keine schriftliche Botschaft hinterlassen. Sie alle, Buddha, Sokrates, Konfuzius und Jesus, misstrauten den Schriftgelehrten. So haben wir Schwierigkeiten herauszufinden, wie die ursprüngliche Lehre dieser Weltbeweger tatsächlich ausgesehen haben mag.

Damit ist klar, keine Schriftgelehrsamkeit kann diesen Genies gerecht werden. Was Buddha, was Sokrates und Jesus antrieb, was sie zu Umstürzern machte, entzieht sich der Wissenschaft. Das Herz hat seine eigene Logik. Und dennoch: Will die Geschichtswissenschaft das Feld nicht den Fantasten überlassen, muss sie wenigstens versuchen, sich in die Nähe dieser geistigen Revolutionen zu versetzen, die sie angestoßen haben.

Athen verurteilte Sokrates, den Giftbecher zu trinken, er starb mit einem Lächeln. Buddha, der Erleuchtete, wurde unentwegt angefeindet, war mehrmals das Ziel von Mordanschlägen, er starb hoch betagt, auch mit einem Lächeln im Gesicht. Beide hatten jahrzehntelang gelehrt. Bei Jesus reichten ein paar Monate, allenfalls zwei, drei Jahre, um ihn derart verhasst zu machen, dass er sterben musste. Nicht mit einem Lächeln.

Der Tod am Kreuz ist eine der gemeinsten Hinrichtungsarten. Jahrhunderte vor ihm, sogar Jahrtausende nach ihm hat man sie weiter praktiziert. Und ein friedvolles Ende durften die ans Kreuz Gebundenen oder Geschlagenen nicht erwarten.

Dennoch legt Lukas, einer der spätesten Jesus-Biografen, dem Sterbenden die versöhnlichen Worte in den Mund: »Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.« Den Schriftsteller Lukas bewundere ich. In einem einzigen Satz bringt er die Jesus-Botschaft auf den Punkt.

Mit seinen letzten Atemzügen durchbricht Jesus die teuflische Spirale von Vergeltung und Wiedervergeltung, das will Lukas den Lesern sagen. Statt seine Peiniger zu verfluchen, bittet er für sie. Die alte Tora-Regel: »Auge um Auge, Zahn um Zahn« gilt nicht mehr. Der verzeihende Jesus beweist damit im Sterben seine göttliche Herkunft. »Dieser Mensch war unschuldig, er war wirklich ein Gottesmann!«, lässt Lukas den römischen Hauptmann ausrufen, der das Hinrichtungskommando anführte.

## Römische Besatzer in Judäa

Wodurch hatte sich Jesus so bald, so schnell einen derartigen Hass zugezogen, dass seine Gegner ihn schleunigst loswerden wollten? Ja, wer, was für Leute waren das überhaupt, die er sich zu Feinden machte?

Nun, seine Gegner waren einfach alle, die in Palästina politische Verantwortung trugen. Im Land herrschte permanente Krisenstimmung. Römische Legionen hielten als Schutzmacht Palästina besetzt: Ausländer, und die hatten nach Meinung frommer Juden auf der heiligen Erde Israels nichts zu suchen.

Dabei hatten die römischen Ausländer Palästina nicht brutal überfallen. Mit Julius Cäsar (100–44 vor unserer Zeit) fühlten sich die politisch-religiösen Führer des jüdischen Mini-Staates freundschaftlich verbunden. Als Cäsar ermordet wurde, trauerten die Juden Roms tagelang um ihren Gönner. Ungezählte Synagogen zierten sich mit den Namen römischer Imperatoren. Denn Rom hatte den Juden einzigartige Privilegien eingeräumt. Unter anderem hatten die Imperatoren Israel die religiöse Selbstbestimmung zugestanden. Die Juden waren von der Pflicht befreit, auf den Altären des Reichs dem Kaiser Opfer darzubringen.

Die Radikalen jedoch sahen in der Anwesenheit heidnischer Legionäre auf dem Boden Israels eine Beleidigung ihres Gottes. Antirömische Aktionen waren an der Tagesordnung. Sikkarier, Messerstecher, überfielen römische Patrouillen aus dem Hinterhalt, jeder Volksauflauf drohte in einem Blutbad zu enden. Die für Religion und Politik verantwortlichen Führer versuchten darum alles, die Ruhe im Land zu bewahren. Keine einfache Aufgabe für die Priester und die Mitglieder des Hohen Rates der Gottesstadt. Den Volksmassen waren sie fast ebenso verhasst wie die Ausländer. Man beschuldigte sie, die Priester- und Führerschaft, des Verrats, der Kollaboration mit den Römern. Das war kein wirklich berechtigter Vorwurf. Die religiös-politische Elite Israels versuchte, beiden ent-

gegenzuwirken, den Eiferern wie den Besatzern, damit Israel nicht in einem Blutbad erstickte.

In jedem, der die Unruhe im Land weiter schürte, in jedem Massenaufmarsch, sahen die römischen und jüdischen Verwaltungsleute ein Sicherheitsrisiko. Und die Botschaft Jesu setzte Massen in Bewegung. »Denn es folgten ihm eine große Menschenmenge aus Galiläa und aus dem Gebiet der Zehn Städte und aus Jerusalem und Judäa und von jenseits des Jordanflusses«, schreibt Matthäus. Man erzählte sich sogar, dass Jesus als wundersamer Brotvermehrer auftrat, der an Tausende von hungrigen Mäulern Nahrung verteilte. Damit brachte sich der Zimmermann um Kopf und Kragen. Egal, was die Führer Israels von seiner Botschaft hielten, die sie vermutlich nicht einmal kannten.

## Jesus hofft auf die »geistlich Armen«

Die Kernthesen der Jesusverkündigung hat Matthäus in seiner so genannten »Bergpredigt« zusammengefasst: »Selig sind die geistlich Armen, der Himmel auf Erden gehört ihnen. Selig sind die Leidtragenden, sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen, sie werden das Erdreich besitzen. Selig sind, die es hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, sie sollen satt werden. Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind die Friedfertigen, sie sollen Gottes Kinder heißen.« Mit diesen programmatischen Worten beginnt die Bergpredigt.

Wer waren die »geistlich Armen«, denen Jesus den Himmel auf Erden versprach? Es waren eben jene einfachen Leute, die ihm folgten: die Außenseiter, die sozial Benachteiligten und religiös Ungebildeten, Menschen, die in ihrem Kopf keinen Platz für die vielhundert Gebote der Tora hatten, welche die religiösen Experten für verbindlich erklärten. Darunter allein Dutzende von Regeln, wie der Sabbat zu heiligen sei, was man an diesem Ehrentag Israels zu tun und zu lassen habe oder wie man sich auf eine besonders fromme Art die Schuhe binden müsse. Eine überregulierte Frömmigkeit, bei der die kleinen Leute nicht mithalten konnten. Und die waren, wie überall in der Antike, auch in Israel in der Mehrheit. Die breite Masse hatte in den Zeiten von Jesus nicht die geringste Chance, durch das Dickicht von religiösen Gesetzen hindurchzufinden.

Die Religionsspezialisten nannten diese einfachen Leute verächtlich die »leeren« Köpfe. Gerade ihnen aber, den so genannten Hohlköpfen, die bei Jesus die »geistlich Armen« heißen, versprach er provokativ den Himmel auf Erden.

Jesus spielte also die religiös Diskriminierten, das religiöse Proletariat gegen die religiösen Kapitalisten aus, die den Tora-Regeln entsprechend gute Werke anhäuferten. Dazu passt die Geschichte vom »Pharisäer und Zöllner«, die Jesus erzählt. Der Pharisäer präsentiert sich dem Gott Israels mit den Worten: »Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Leute bin, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder so einer, wie jener dahinten in der Ecke, der Steuereintreiber. Ich faste zwei Mal in der Woche und gebe ein Zehntel von meinem Einkommen als Opfer und Spende.« Der Steuereintreiber, fährt Jesus fort, traute sich nicht einmal, seine Augen aufzuheben, und sprach: »Gott habe Mitleid mit mir!« Und Jesus schloss: »Glaubt mir, der Zöllner fand Erbarmen, der Pharisäer aber nicht.« Damit gewann Jesus die Herzen, kein Wunder, dass ihm die Menschen zuliefen. So hatte noch nie jemand zu ihnen, den kleinen Leuten, gesprochen wie jener Zimmermann aus Galiläa. Doch wie konnte das auf die Dauer gut gehen?

Ihren Helden schrieb die Antike Wunderkräfte zu. Nicht um die Natur religiös zu überhöhen. Die Wundererzählungen waren ein literarisches Mittel. Sie dienten dazu, die überwältigende Ausstrahlung solcher Menschen anschaulich zu machen.

Auch von Jesus erzählte man sich Wunderdinge. Er solle durchs Auflegen seiner Hände geheilt haben, Tote hätte er zurück ins Leben gerufen, er sei sogar übers Wasser gewandelt. Manche dieser Geschichten kursierten wahrscheinlich schon zu Lebzeiten von Jesus unter seinen Leuten. Wie gesagt, für mich sind es die hilflosen Versuche, ein Genie mit Worten dingfest zu machen.

Mit Wundergeschichten können wir heute nichts mehr anfangen. Ich würde zum Beispiel Jesus lieber einen Bruder des *Kleinen Prinzen* nennen. Den Boten einer Sehnsuchtswelt, in der noch niemand war, und dem Saint-Exupéry die Worte in den Mund legt: »Man sieht nur mit dem Herzen recht.«

Jesus wirkte elektrisierend auf seine Umgebung, so viel ist sicher. Faszinierend und provokativ zugleich. So, wenn sich der Wanderprediger von Levi ins Haus einladen ließ, einem Zöllner, der im Dienst der verhassten Besatzer stand. »Als Jesus dann in dessen Haus am Tisch saß, waren auch viele andere Zolleintreiber mit von der Partie und auch sonst noch Leute, die einen ebenso üblen Ruf wie Levi hatten. Das sahen die Lehrer unter den Pharisäern, und sie sagten zu seinen Jüngern: ›Wie kann der Mann sich mit den Zöllnern und solchem gemeinen Volk an einen Tisch setzen?‹ Das hörte Jesus und antwortete: ›Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken!‹« Auch die Pharisäer faszinierte dieser Jesus, sie folgten ihm sogar bis direkt vors Haus des verrufenen Levi. Das Verhalten von Jesus aber schockierte sie.

Ähnliche Vorfälle berichten die Evangelien im Dutzend. Sie alle schien er zu fesseln: Kinder, Frauen und gestandene Männer, Krüppel, Bettelarme und Geistesranke, ebenso aber auch die Schriftgelehrten, Lehrer und Priester. Berühmt ist jene Szene, in der Jesus eine Frau vorgeführt wird, die wegen Ehebruch gesteinigt werden soll. »Und sie stellten die Frau vor Jesus und sagten zu ihm: ›Rabbi, diese Frau wurde beim Ehebruch ertappt. Moses schreibt uns vor, dass so eine Frau gesteinigt werden muss. Was sagst du dazu?‹ Jesus aber bückte sich und malte mit dem Finger im Sand. Und als sie nicht aufhörten, ihn zu bedrängen, antwortete er: ›Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!‹ Dann bückte er sich wieder und malte weiter im Sand. Da zog sich einer nach dem anderen zurück, die Ältesten zuerst.« Die Szene mag erfunden sein, doch nach allem, was wir von Jesus wissen, ist ihm eine derartige Reaktion durchaus zuzutrauen.

Auf die Dauer konnte das nicht gut gehen. Ein Genie unter Normalen, das ist eine tragische Paarung. Seine Popularität, sein schockierendes Verhalten, seine Reden brachten Jesus erbitterte Feindschaft ein. Auch eben bei den »Pharisäern und Schriftgelehrten«, den Religionsspezialisten, die es besser hätten wissen müssen. Gerade deren Unterstützung jedoch hätte der Wanderprediger gebraucht, als er mit Pilgern aus Galiläa nach Süden in die Landeshauptstadt, nach Jerusalem, aufbrach.

## Ein messianischer Traum

Moses glaubte an seine Erwählung, im indischen Benares offenbarte sich Buddha als Pfadfinder der Erlösung, das erzählen die alten Schriften. Hat ähnlich wie Moses und Buddha auch Jesus gedacht, dass er der von Gott erwählte Erlöser oder Messias ist?

Auf den Messias, den »Gesalbten« und Boten Gottes, der die Menschheit am Ende der Tage erlöste, wartete damals ganz Israel. Denn man sah das Ende der Welt herannahen. Dutzende von jüdischen Charismatikern vor und nach Jesus erhoben den Anspruch, dieser Messias zu sein. Alle sind grausam gescheitert. Sie haben Hunderte, Tausende mit sich in den Tod gezogen. Doch nirgends in den Berichten der Jesusbewegung finden wir einen glaubhaften Hinweis, dass Jesus sich selbst in die Reihe jener vermeintlichen Heilsbringer stellte und sich zum Messias erklärte. Also glaube ich nicht daran. Einen Bittsteller, der ihn als »guter Meister« anredete, fertigte Jesus mit den Worten ab: »Was nennst du

mich gut? Gut ist nur Gott alleine!« Das passt nicht recht zu jemandem, der sich für den Gesandten Gottes hält.

Zum Messias haben ihn die Christen erst nachträglich gemacht. Aber Jesus teilte selbstverständlich die Hoffnungen seiner Zeitgenossen auf ein Ende der herrschenden Verhältnisse. Sich selbst verstand er als Wortführer einer neuen religiösen Bewegung. Seine Hoffnung stützte er dabei auf die »geistlich Armen«, sein Ziel war ein Ende der religiösen Zweiklassengesellschaft. Durch sie, die kleinen Leute, sollte Israel reformiert, erneuert werden. Durch eine »Graswurzel-Bewegung« sollte das Gottesvolk zurück zu seinen Wurzeln finden.

Darum musste Jesus seine Anhänger bis in die heilige Gottesstadt führen, bis in Israels Heiligtum: Mit der Pilgerreise der »geistlich Armen« kam das »Reich der Himmel« nach Jerusalem. So sah es der Zimmermann aus Nazaret. Eine weitere Provokation für die religiös-politische Elite Israels.

Jesus aber hoffte auf Wunder: Während seine »geistlich Armen« in den Tempel einzogen, würden Gottes Engel herabfahren an die heilige Stätte. Damit Jerusalem zum »Bethaus für alle Völker« werde, wie es die Propheten ehemals versprochen hatten: »Mein Haus wird ein Bethaus heißen für alle Völker: Solches verheißt Gott, der Ewige, der die Versprengten Israels sammelt.« Die »Versprengten«, das waren für Jesus jene Leute, die er die »geistlich Armen« nannte, also die Diskriminierten der religiösen Zweiklassengesellschaft. Sie hatte Jesus in seiner messianischen Bewegung gesammelt, heraufgeführt, damit sich ihnen und ganz Israel in Jerusalem der Himmel auftue.

Doch es kam anders. Nicht der Himmel tat sich auf. Der Einzug der galiläischen Pilger löste bei den politisch Verantwortlichen Alarm aus. Die Evangelien berichten bis ins Detail über die letzten Tage von Jesus und den Gläubigen, die ihm gefolgt waren. Über seine Todesahnungen, seine letzte Mahlzeit im engsten Kreis seiner Vertrauten, und schließlich, wie sich Jesus widerstandslos festnehmen ließ, um ein Blutbad unter seinen Leuten zu vermeiden.

Der Traum seiner Graswurzel-Bewegung, die Israel von unten her erneuern sollte, war gescheitert. In einem für uns heute undurchsichtigen Prozessverfahren wurde Jesus zum Tode verurteilt, ans Kreuz geschlagen, worauf sich die Reste seiner Bewegung in alle Winde zerstreuten.

Das hätte das Ende sein können. Ein Ende, wie es schon so viele Messias-Anwärter erlitten hatten, deren Namen heute nur noch Historiker kennen. Aber nein, es kam ganz anders. Es grenzt schon an ein Wunder, dass die Geschichte von Jesus weiterging. Nachdem er Karfreitag ans Kreuz geschlagen worden war,

feierte der Gekreuzigte Wiederauferstehung, Ostern, in den Herzen seiner Jünger, der Christen.

»In der Frühe des ersten Wochentages kamen sie zu dem Felsengrab. Und als sie hinsahen, bemerkten sie, dass der Verschlussstein fortgewälzt war. Und sie gingen in die Grabkammer hinein und sahen drinnen einen jungen Mann sitzen, bekleidet mit einem weißen Gewand. Und sie erschrakten. Er aber sagte zu ihnen: ›Habt keine Angst! Ihr sucht Jesus von Nazaret, den man ans Kreuz genagelt hat. Er ist nicht hier, Gott hat ihn auferweckt vom Tod!‹ Sie aber flohen von dem Grab, denn sie zitterten vor Entsetzen«, mit diesen Worten erzählt Markus die Ostergeschichte.

Erst das Auferstehungswunder befestigte den Glauben der Jesusanhänger: Gott hatte am Ostermorgen das gegen ihren Führer verhängte Todesurteil für null und nichtig erklärt. So sahen es seine Leute. Indem er Jesus zu sich in den Himmel nahm, hatte Gott dessen Unschuld wunderbar bestätigt. Damit fand sich nun auch die Jesusbewegung rehabilitiert. Aus den eingeschüchterten Jüngern wurden die enthusiastischen Kuriere des himmlischen Messias und seiner Frohbotschaft. Und die waren bereit, ihrem Meister bis in den Tod zu folgen.

Die ältesten Dokumente des christlichen Osterglaubens stammen aus Briefen, die Paulus nach dem Jahr 50 an verschiedene Gemeinden des römischen Reiches schrieb. Ein leeres Christusgrab erwähnt Paulus in seinen Briefen nicht. Er beruft sich darauf, dass der auferstandene Jesus »gesehen worden« sei, von Petrus ebenso wie von vielen weiteren Zeugen, und zuletzt »auch von mir«, heißt es weiter in seinem Text. Ein leeres Grab als Auferstehungsbeweis benötigt Paulus auch nicht. Ganz im Gegenteil: »Fleisch und Blut können Gottes Reich nicht erben«, betont er. Aber kann man sich Ostern ohne leeres Christusgrab denken? Ohne die vielen anrührenden Ostererzählungen vom offenen Grab, die in späteren Jahrzehnten unter den Jesusanhängern die Runde machten?

Mir hilft ein Seitenblick auf die buddhistische Überlieferung. Als er hochbetagt starb, wurden die sterblichen Überreste des Buddha eingäschert. Die Knochen, Zähne und seine Asche teilten sich mehrere Kleinkönige Nordindiens. Über den Reliquien des Erleuchteten errichteten sie Hügelgräber, und die wurden im Lauf der Zeit immer aufwändiger kultisch ausgestaltet. Denn die Volksfrömmigkeit verehrte die sterblichen Überbleibsel. Seinen Körper hatte Buddha »beiseite gelegt«, sein Geist aber blieb den Seinen als machtvoller Helfer präsent. Nach seinem Tod war er ihnen sogar noch gegenwärtiger als in seinen irdischen Tagen: für jeden erreichbar, der bei dem Vollendeten Zuflucht suchte. In

seinem »Verwandlungsleib«, wie man den himmlischen Buddha in seiner neuen Existenzform nannte.

In einer Art Verwandlungsleib war auch Jesus dem Paulus erschienen. Und in einer Art von Verwandlungsleib hoffte Paulus, gleichfalls zum himmlischen Herrn entrückt zu werden: »Wir werden nicht alle entschlafen, wir werden aber alle verwandelt werden«, schreibt er seinen Gemeinden. Zur himmlischen Überformung bedurfte es keiner Auferstehung aus Moder und Verwesung. Eben deswegen beruft sich Paulus in seiner Osterverkündigung auch auf kein leeres Christusgrab. Erst nachfolgende Zeiten haben die Auferstehungserzählungen der christlichen Überlieferung so plastisch und farbig gezeichnet, wie sie später ins *Neue Testament* eingegangen sind.

## Sind Christen die besseren Juden?

Tatsache ist, dass sich die Jesusleute schon bald nach dem Desaster des Karfreitags wieder in Jerusalem zusammenfanden. Der verehrte Meister hatte bei den Seinen einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, er konnte nicht vom Tod verschlungen sein. Er sei auferweckt von den Toten, ihnen wieder erschienen, das beteuerten sie, bezeugten es in aller Öffentlichkeit. Und Jesus, sagten sie, habe versprochen, wo zwei oder drei in seinem Namen zusammenkommen würden, da werde er mitten unter ihnen sein. Ja, er wolle bei ihnen bleiben »bis an der Weltzeit Ende«. So sammelten sich die Versprengten und Verstreuten, so blieben sie zusammen.

Petrus und Andreas, die Fischer, kehrten nicht zurück an den See, Levi nahm seine Tätigkeit im Zollhaus nicht wieder auf. Vermutlich zogen jetzt auch die Frauen der Jünger aus Galiläa nach Jerusalem. Dort lebten sie in Gütergemeinschaft, »hatten alle Dinge gemeinsam«. Und sie trafen sich im Tempel, »brachen das Brot hin und her in den Häusern«, wie Lukas es in seiner *Geschichte der Apostel* erzählt.

Ich wüsste gern mehr, viel mehr über diese Christengemeinde. Zum Beispiel, ob die ersten Christen weiterhin blutige Opfer im Tempel darbrachten, ob sie noch die Synagogen, die jüdischen Lehrhäuser Jerusalems, besuchten und ob es Ärger mit den »Schriftgelehrten und Pharisäern« gab, mit denen sich der Meister so oft angelegt hatte. Mich interessiert die Gemeindeorganisation, deren Ämter. Aber vor allen Dingen frage ich mich, wer die Gemeindeleitung übernahm.

Lukas verliert darüber nur ein paar Worte. Wieder sind wir auf Mutmaßungen angewiesen. Ich kann mir aber keinesfalls vorstellen, dass die Christen nach der Katastrophe vom Karfreitag einfach weitermachten wie bisher. Zur religiösen Tagesordnung ihrer jüdischen Umwelt zurückkehrten.

Doch genau so hat es sich offenbar zugetragen. Die ersten Christen brauchten eine geraume Zeit, bis sie sich in ihrer Eigenart als Abweichler vom Judentum verstanden. Das lässt sich gut nachvollziehen. Ohne Not trennt sich keiner von vertrauten Bindungen und Ritualen. Und die junge Christengemeinde besaß ja auch noch keine eigene Bibel, die ihnen weitergeholfen hätte. Worte und Taten von Jesus wurden mündlich bewahrt und weitergegeben, und als Orientierung diente der Gemeinde die hebräische Bibel. Die aber lernte man allmählich gegen den Strich zu lesen, nämlich als Prophezeiung und verborgenen Hinweis auf Jesus.

## Religiöse Vetternwirtschaft unter den Christen

Sehr bald allerdings müssen Fragen der Gemeindeleitung auf der Tagesordnung gestanden haben. Und da verwundert es mich, plötzlich Leibesbrüder von Jesus an der Spitze der Gemeinde zu finden. Allen voran Jakobus. Wie kam der Zweitälteste aus der Familie von Maria und Josef zu jener einflussreichen Führungsposition? Als Jesus predigend durch Galiläa wanderte, versuchten seine Brüder, den Ausreißer fast gewaltsam ins Elternhaus zurückzuholen. Sie erklärten Jesus öffentlich für geisteskrank, »er ist von Sinnen«, sagten sie. Das berichtet, vertrauenswürdig genug, Markus, der erste Jesus-Biograf. Und Johannes notiert in seinem Evangelium kurz und bündig: »Seine Brüder glaubten nicht an ihn.« Wie also kam Jakobus, der »Herrenbruder«, in sein Amt?

Ein Blick auf den späteren Islam hilft vielleicht weiter. Nach dem unerwarteten Tod Muhammads im Jahr 632 kam es zu einem erbitterten Streit um die Nachfolge des Propheten. Zwei Parteien standen sich gegenüber. Die einen bestanden darauf, nur der Fähigste solle zum Nachfolger ernannt werden, die Gegenpartei verlangte, die Blutsverwandtschaft müsse den Ausschlag geben. Diese Streitfrage trennt bis heute Sunniten und Schiiten.

Ob und wie viel Streit es um die Gemeindeleitung der Jerusalemer Christen gab, wissen wir nicht. Offenbar haben sich die Jesusbrüder schon bald gegen seinen Jüngerkreis durchsetzen können. Religiöse Vetternwirtschaft? Hier schon und jetzt schon?

Seinen Jüngern hatte Jesus die Ehrenplätze im Reich Gottes zugesagt, von seiner Familie war dabei nie die Rede gewesen. Doch nun, nachdem die leiblichen »Brüder des Herrn« die Gemeindeleitung an sich gezogen hatten, standen die Apostel plötzlich im zweiten Glied.

Wenn das nur alles gewesen wäre! Denn Jakobus ist für mich das genaue Gegenteil seines Bruders, ein religiöser Hardliner. Die Überlieferung weiß von ihm, dass er sich im Tempel Schwielen an die Knie betete, »hart wie die von einem Kamel«, und es wird gesagt, Jakobus habe ein streng asketisch ausgerichtetes Leben geführt. Kein Wunder, dass er damit in den konservativen Kreisen der Oberschicht und gewiss auch bei der Tempelverwaltung hoch angesehen war. Aber die hatten doch Jeschua, seinen Bruder gekreuzigt!

## Petrus, der Apostelfürst

Petrus, der frühere Fischer, war laut Lukas der Einzige unter den Jüngern, der Jakobus Paroli bieten konnte. Als das Christentum an die Grenzen von Groß-Israel, das damals Syrien mit umfasste, stieß, auch Nichtjuden sich dem Christentum zuwandten, da hatte Jakobus gefordert: Ein nichtjüdischer neu Bekehrter muss vor der Taufe erst zum Judentum übertreten! Das bedeutete Beschneidung, die Beachtung der jüdischen Speisetabus und überhaupt kompletten Tora-Gehorsam. Petrus hielt dagegen und obsiegte. Die Beschneidung für die neu gewonnenen Christen entfiel, und die Frage der Tora-Verbindlichkeit hielt man offen.

Die Überlieferung dankte es Petrus, indem sie dem »Menschenfischer« in den Evangelien eine führende Position einräumte. Um die Autorität von Petrus gegenüber der Jakobus-Gemeinde zu unterstreichen, legte man Jesus nachträglich die Worte in den Mund: »Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen.« Nun mag Jesus tatsächlich den Petrus besonders lieb gewonnen haben, und das gilt auch wohl umgekehrt. Immer wieder ist es Petrus, dessen Glaubenseifer den der übrigen Jünger überbietet. Hoch und heilig schwor er, er wolle seinem Meister bis in den Tod folgen. Und verleugnete Jesus bei der erstbesten Gelegenheit. Dass er danach in Tränen ausbrach, nimmt mich für ihn ein. Mit Tränen der Reue geht die Jesusüberlieferung nämlich sonst sehr sparsam um.

Sonst wissen wir allerdings wenig Verlässliches von dem Leben des Mannes, den man später den »Apostelfürsten« nannte. Verbürgt ist allein, dass Petrus in

Begleitung seiner Frau Missionsreisen unternahm. Nur die Legende weiß dagegen, dass der Apostelfürst unter Kaiser Nero im Jahr 64 den Märtyrertod erlitt. Man zeigte noch lange in Rom die Grabstätte von Petrus. Seine Lage haben Archäologen jedoch nie einwandfrei identifizieren können.

Wahre Heldengeschichten ranken sich um das Martyrium des Petrus. Die bekannteste erzählt, wie Petrus dem römischen Inquisitionstribunal entkommen wollte. Auf der Via Appia begegnete er Jesus auf dem Weg in die Stadt. »*Quo vadis, Domine?*«, fragte Petrus entsetzt: »Wohin, Herr?« Jesus antwortete: »Ich sah dich fliehen, Petrus, und gehe in die Stadt, um mich an deiner Stelle kreuzigen zu lassen.« Da kehrte Petrus um und stellte sich den Behörden, um sich hinrichten zu lassen.

## Mit Paulus beginnt das Christentum im Mittelmeerraum

Auch Paulus, erst durch den auferstandenen Jesus zum Apostel berufen, soll bei der Christenverfolgung durch Nero ums Leben gekommen sein. Mehrere seiner Briefe sind uns erhalten geblieben, auch Lukas berichtet ausführlich über ihn. Darum sind wir über den Missionsapostel Paulus besser unterrichtet als über die meisten anderen seiner nichtchristlichen oder christlichen Zeitgenossen, seien es Literaten, Imperatoren oder Philosophen.

Etwa zwei Jahrzehnte jünger als Jesus wurde Paulus außerhalb von Palästina in Tarsus geboren, einer Stadt an der südöstlichen Küste der heutigen Türkei. Sein jüdischer Name ist Scha'ul, Saul, benannt nach dem ersten König Israels. Der junge Paulus studierte an der Hochschule in Jerusalem die Tora-Wissenschaften und schloss sich den Pharisäern an.

Wie Jesus ging es den Pharisäern um die geistige Wiedergeburt Israels. Anders als Jesus verachteten diese jedoch die einfachen, »leeren« Leute. Sie drangen darauf, die Gebote der Tora peinlich genau einzuhalten. Lieber zehn zu viel als ein Gebot zu wenig, an diesen Leitsatz hielten sich die Schriftgelehrten. Durch die Gebote »umgab uns Moses mit undurchdringlichen Wällen und eisernen Mauern, damit wir uns mit keinem anderen Volk vermischen«, erklärte bereits in vorchristlicher Zeit ein jüdischer Schriftsteller.

Auch Paulus war solch ein nationaler Eiferer. Der junge Mann glänzte durch seine Tora-Kenntnisse. Und so betraute man ihn mit einer heiklen Angelegenheit, er sollte die Aktivitäten der Christen in der syrischen Region von Damaskus untersuchen.

Während seines Studiums muss Paulus mit der Jakobus-Gemeinde von Jerusalem in Berührung gekommen sein. Doch das waren harmlose Leute. Sie unterschieden sich von ihren jüdischen Glaubensgenossen nur dadurch, dass sie noch immer ihren ehemaligen Führer, der unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde, in Ehren hielten, ja, seine Wiederkunft erwarteten. Sie beunruhigten die Behörden nicht. Wohl aber die jüngsten Aktivitäten der Jesus-Leute in Syrien. Denn auf die Loyalität der auswärtigen, der Diaspora-Juden, war Jerusalem angewiesen. Schließlich finanzierten diese über die jährliche Tempelsteuer den riesigen Religionsapparat der Hauptstadt.

Auf dem Weg nach Syrien jedoch hatte Paulus eine Vision: »Vor Damaskus umleuchtete ihn ein plötzliches Licht vom Himmel. Er stürzte zu Boden und hörte eine Stimme: ›Saul, Saul, was verfolgst du mich?‹ Und Paulus fragte: ›Wer bist du Herr?‹ Und die Stimme sagte: ›Ich bin Jesus, den du verfolgst!‹ Und als Paulus sich von der Erde aufrichtete, sah er nichts.« So wurde der junge Pharisäer bekehrt, der Christenverfolger wechselte das Lager, er wurde Christ. Und mit dem gleichen Eifer, den er als Pharisäer an den Tag gelegt hatte, betrieb Paulus fortan die christliche Mission. Zunächst in Groß-Israel, dann in Kleinasien, Griechenland und schließlich in der Welthauptstadt Rom. Er gedachte sogar, seine Werbung für den Christenglauben bis an die Grenze des Römischen Reiches, bis nach Spanien im äußersten Westen zu tragen.

## Jesus statt Moses

Paulus war den Pharisäern an Eifer ebenbürtig, und er war ein intellektuell umtriebiger Mann. So wurde er zum Schöpfer der christlichen Theologie. Gegenüber der jüdischen Religionsphilosophie, wie sie die Pharisäer vertraten, entwarf er ein alternatives Programm, das radikaler nicht ausfallen konnte. Jesus statt Moses heißt es bei ihm. Mit anderen Worten: Judentum ja, aber gesetzesfrei.

Jesus bedeutet für ihn, den Spätberufenen: »Glaube, Hoffnung, Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.« In Christus, so Paulus, zeigt Gott sein wahres Gesicht. Bis zum Kreuzestod. Und weil in Jesus Gott offenbar ist, nennt er Jesus »Gottes Sohn«.

Die Worte, die Lehre von Jesus, interessieren Paulus eigentlich nicht. Er zitiert ihn nicht, erzählt keins seiner großen Gleichnisse. Er, der Intellektuelle, macht seine ganze Philosophie an einem einzigen Fakt fest, am Kreuzestod des Mes-

sias. Hier liegt für ihn der Beweis: Gott glaubt so fest an den Menschen, dass er sich für ihn opfert. Dennoch, trotz allem, was gegen ihn spricht. Und wer sich auf diesen Glauben einlässt, der ist gerettet und frei. Mit dieser Botschaft bereiste Paulus das Römische Reich.

Die praktischen Konsequenzen dieser neuen Sichtweise stellten das gesamte Religionswesen der Antike auf den Kopf, in dem der Mensch nur »ein verächtliches Wesen« war. Nach Gottes Selbstopfer machte der ganze antike Religionsapparat keinen Sinn mehr. Millionen von Tieren wurden an den Altären in Rom, Jerusalem, Griechenland und Ägypten jährlich abgeschlachtet, um die Gottheit, die Götter, zu loben, zu preisen, zu versöhnen. Tausende von Gladiatoren verloren bei religiösen Festspielen ihr Leben. Plötzlich war das alles Spuk und Horror von gestern. Auch wenn es noch Jahrhunderte brauchte, bis die Altäre verwaisten, angelegt war das alles schon bei Paulus in diesem 1. Jahrhundert. In letzter Konsequenz war Jesus also auch für die Tiere gestorben, Paulus ist darum für mich ein Albert Einstein der Theologie, weil er den Glauben seiner Zeit revolutionierte wie der Physiker seine Wissenschaft am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Paulus fühlte sich zeitlebens nicht als Christ. Er war Jude. Deswegen trug er seine christliche Interpretation der Tora auch in die jüdischen Lehrhäuser hinein. Synagogen gab es rund ums Mittelmeer, drei oder vier in jeder größeren Stadt. Stellten doch die Juden ein Zehntel der Gesamtbevölkerung des Römischen Reiches mit seinen fünf bis sieben Millionen Bürgern. So zahlenstark war das Judentum, ganz abgesehen von den Millionen Juden außerhalb des Reichs in Mesopotamien, im Zweistromland.

## Ein fernöstliches Christentum?

Was wäre aus der Jesusbotschaft geworden, wenn Paulus auch im damaligen Zweistromland, im heutigen Irak und Iran missioniert hätte? Das Christentum wäre danach vielleicht weiter in den Osten bis nach Indien und China gewandert, wer weiß. Und wir hätten heute kein weißes, sondern ein braunes, ein gelbes, ein asiatisches Christentum. Jedenfalls einen anderen Glauben als den, dem die Kirchen Europas und Amerikas heute verpflichtet sind.

Paulus mag sogar seine Fühler bis in den Irak ausgestreckt haben. Nach seiner Bekehrung lebte er, so ist seinen Briefen zu entnehmen, ein paar Jahre in »Arabien«. Das meinte damals nicht die arabische Halbinsel, wohl aber den syrischen Raum bis in den heutigen Irak.

Dass Paulus sich schließlich für die westliche Alternative entschied, ist einfach der Tatsache zuzuschreiben, dass die Juden ihre Bibel damals bereits ins Griechische übersetzt hatten. In die Verkehrssprache des Mittelmeers. Und weil Paulus auf die Bibel der Juden nicht verzichten wollte, fühlte er sich im Westen mehr zu Hause als in »Arabien«.

Wie aber hätten sich die Juden des Mittelmeers mit Paulus befreunden können? Was Paulus da predigte, war einfach zu viel: Beschneidung ja, doch des Herzens, nicht am Geschlecht; Reinheit ja, doch rein durch den Glauben, nicht durch reine Speisen; Tora ja, doch bloß als Urkunde, nicht als Gesetz. Der Prediger verkündete also ein Judentum ohne Esstabus und Opferritual, die Religion Abrahams befreit von Gesetzesdienst und verdienstlicher Moral. Wie im Leben sollte das funktionieren, musste sich die Synagoge fragen.

Es funktionierte eigentlich nur bei den Nichtjuden, in den winzigen Hausgemeinden der Getauften, der ersten Christen, die sich privat versammelten, um Jesus mit Gebet, Brot und Wein und unter Hymnen zu danken.

Wie und wo Paulus sein unruhiges Leben beschloss, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Bis nach Rom ist er gewiss gekommen, wir besitzen nämlich noch Briefe, die er von der Hauptstadt aus verschickte. Und Lukas erzählt in aller Breite, wie Paulus als Gefangener per Schiff nach Rom reiste. Vermutlich starb er dort also auch im Jahr 64 als Märtyrer, doch es fehlen dafür die Beweise.

## Rom verbrennt die Christen

In die Regierungszeit Neros (54–68), des vierten Imperators nach dem »vergöttlichten« Augustus, fällt die erste dokumentierte Verfolgung der Christen. Ein Großbrand hatte die Millionenstadt Rom in Asche gelegt. Man munkelte, der Kaiser selbst habe die Brandstiftung befohlen, um für neue Bauvorhaben Platz zu gewinnen. Nero wollte das Gerücht ersticken und fand andere, die er zum Sündenbock machen konnte: die Christen. Nur gerade 30 Jahre nach der Kreuzigung von Jesus waren sie schon in der Hauptstadt zahlreich vertreten. Tacitus, der geniale römische Historiker, berichtet über die grausame Tat: »Um das Gerede aus der Welt zu schaffen, schob Nero die Schuld auf andere und bestrafte sie mit ausgesuchten Martern. Es handelte sich um die wegen ihrer Untaten verhassten Leute, die man das Volk der Christen zu nennen pflegte. In Tierhäuten steckend wurden sie von Hunden zerrissen oder ans Kreuz geschlagen und angezündet, um als Fackeln für die nächtliche Beleuchtung zu dienen.« Gewiss,

der Kaiser hätte sich auch an die Juden halten können. Doch deren Zahl ging in Rom an die Zehntausende. Und die Juden müssen glaubhaft gemacht haben, dass sie mit den jüdischen Freireligiösen, den Christen, nichts zu schaffen hatten. Das Judentum grenzte sich damit zum ersten Mal offiziell vom Christentum ab.

## Jerusalem ohne Christen

Die Verfolgung durch Nero war eine lokale, auf Rom begrenzte Aktion. Weiteres Ungemach stand den Christen von anderer Seite ins Haus.

In Palästina hatte der Hass gegen die heidnische Besatzungsmacht inzwischen solche Ausmaße erreicht, dass er sich in einer Explosion entlud. Zwei Jahre nach Neros Tod kam es zu Revolten in den Städten, die Besatzer wurden vertrieben, jüdische Extremisten übernahmen die Gewalt. Sie entmachteten die Priesterführung und den Stadtrat von Jerusalem, verkündeten den Anbruch der Gottesherrschaft. Das Schuldarchiv wurde gestürmt, ging in Flammen auf, anschließend tanzte man durch die Straßen – Frauen bekleidet wie Männer und umgekehrt, eine verkehrte Welt, zum Zeichen der messianischen Zeitenwende. Hatten die Zeloten, wie man die Extremisten nannte, der Tora den Gehorsam aufgekündigt? Wie Paulus? Fast scheint es so. Denn das Gesetz des Moses schrieb eine strikt getrennte Kleiderordnung vor, »ein Gräu­el für den Ewigen« nennt es die Tora, wenn Frauen sich in Männerkleidung präsentierten.

In dieser Zeit verließen die Christen fluchtartig Jerusalem. Sie ließen sich jenseits des Jordans nieder. Auch die Pharisäer und Schriftgelehrten wollten mit den Aufständischen nichts zu schaffen haben. Die Römer gaben ihnen freies Geleit aus der belagerten Stadt.

Jahrelang tobte der Krieg um die von römischen Elitetruppen umzingelte Stadt. Dann ertrank sie in Blut. Der Tempel ging in Flammen auf, was von ihm noch geblieben war, machten Rammböcke dem Erdboden gleich. Der römische Feldherr Titus war entschlossen, den »verderblichen Glauben der Juden« auszurotten. Die zweite oder dritte Schoah in der Geschichte Israels verlangte ihre Opfer. Wer die Eroberung überlebte, wurde auf den Märkten des Reiches als Sklave verkauft. Mädchen, junge Frauen und Knaben wanderten ins Bordell, der Rest verkam in den Bergwerken und Steinbrüchen rund ums Mittelmeer. Der eroberte Tempelschatz war so gewaltig, dass der Goldpreis in den Handelszen-

tren des Imperiums in den Keller ging. Man vermutet sogar, dass das Beutegold des Krieges half, das gigantische Kolosseum in Rom zu finanzieren.

Doch Titus irrte, wenn er glaubte, er könne den »jüdischen Aberglauben« ausrotten. Als er die ausgebrannte Tempelruine betrat, fand sich kein Gottesbild darin – für Titus der Beweis, dass die Juden Atheisten waren. Doch der Ewige war ausgewandert. Er wohnte fortan unter den Seinen im Exil, in der Diaspora. Und dort war er präsent in jeder Synagoge, tröstend gegenwärtig in den Schriftrollen der Tora.

Nur eine Minderzahl von Juden hatte sich an dem Aufstand beteiligt, gerade mal ein paar Hunderttausend. Die Millionen Juden Kleinasiens und Mesopotamiens waren ihren Glaubensgeschwistern nicht zu Hilfe geeilt. Auch in Ägypten und Rom hielten sich die Juden bedeckt. Gegen einen Aufstand aller Juden im Reich hätte Rom sicher keine Chance gehabt. Dennoch, nach dem Krieg wurden reichsweit sämtliche Juden kollektiv mit einer Strafabgabe belegt, dem *Fiscus Judaicus*, der nie wieder abgeschafft wurde. Spülte doch die jüdische Sondersteuer ständig neues Geld in die Kassen der Zivil- und Heeresverwaltung. Eine sichere Einnahmequelle. Denn die Steuereintreiber mussten bei den Juden nicht von Haus zu Haus gehen, um die Gelder einzutreiben. Diese Arbeit nahmen ihnen die autonom verwalteten Diaspora-Gemeinden ab. Wie viele Schiffe, Straßen und Brücken, wie viele Paläste, Arenen und Kunstwerke der römischen Spätantike, die wir heute bewundern, werden mit dem *Fiscus Judaicus* abgezahlt worden sein!

## Jesus in Buchform

Der jüdische Krieg hatte Auswirkungen auf die Christengemeinden. An der Apostelgemeinde von Jerusalem hatten sich die Christen bis dahin orientiert, hatten dort ihre Glaubensgeschwister finanziell unterstützt, und bei Kriegsausbruch war die von den Aposteln selbst gegründete Gemeinde im östlichen Jordanland untergetaucht. Woran sollten sich die Christen nun halten?

In dieser Situation, also aus der Not geboren, entstanden die ersten Jesus-Biografien, die vier Evangelien von Markus, Lukas, Matthäus und Johannes. Jahrzehnte erst nach dem Tod von Petrus und den übrigen Aposteln. Lukas stellt seiner Jesus-Erzählung, die er um das Jahr 80 niederschrieb, folgende Widmung voran: »Mittlerweile haben sich schon manche daran versucht, schriftlich festzuhalten, was sich unter uns Christen zugetragen hat. Und nachdem auch ich

diese Dinge eingehend untersucht habe, möchte ich Ihnen, sehr geehrter Theophilus, dieses alles der Reihe nach aufschreiben.« Die Schriften wurden gesammelt, ständig neu abgeschrieben und bildeten zusammen mit den Gemeindebriefen der Apostel die christliche Bibel neben der hebräischen Tora. Man nannte sie das *Neue Testament*, das heißt: die Stiftungsurkunde des neuen Glaubens.

Die Juden hatten den Tempel, die Christen hatten ihren Jerusalemer »Vatikan« verloren, und beide kompensierten den Verlust mit ihren heiligen Schriften. Das bestärkte zwar die Identität der jüdischen Lehrhäuser und der christlichen Hauskirchen, förderte jedoch zugleich deren wechselseitige Entfremdung.

Vollends zum Bruch kam es, als die Christen sich weigerten, die jüdische Strafsteuer zu entrichten. Wieso sollten sie sich den staatlichen Zwangsmaßnahmen, die gegen die Juden gerichtet waren, unterwerfen? Die Gemeinden rekrutierten sich überdies zu einem erheblichen Teil aus den ärmeren Unterschichten, die gar keine Steuern zahlen konnten. Also mussten die Christen vor den römischen Behörden darauf pochen, dass sie keine Juden waren.

Ein riskanter Schritt. Denn das Judentum war eine staatlich anerkannte Religion. Indem sich die Christen von der Synagoge trennten, begaben sie sich in die Illegalität, betraten Märtyrerland. Noch zwei Jahrhunderte mussten verstreichen, bis der römische Staat auch seinen christlichen Bürgern die Legalität einräumte.

Man bezeichnet diese Jahrhunderte gern als die Zeit der Märtyrer-Kirche. Richtig daran ist, dass jeder, der sich in der Frühzeit des Christentums taufen ließ, ein Risiko einging, das tödlich enden konnte. Juden lebten, verglichen mit ihren christlichen Glaubensgeschwistern, dagegen in großer Rechtssicherheit. Titus war die Ausnahme geblieben. Jüdisches Märtyrerblut floss im Reich der Cäsaren nicht. Die Toleranzpolitik des Imperiums gegenüber dem jüdischen Glauben war geradezu beispielhaft. Zumindest wenn man sie mit den Übergriffen auf die Juden während der spanischen Inquisition im Spätmittelalter vergleicht, als man diese von Staats wegen bei lebendigem Leib verbrannte.

Zweites Jahrhundert

## Bischöfe, Päpste und Gurus

Das 2. Jahrhundert weiß noch nichts von einer organisierten »heiligen katholischen Kirche«. Wildwuchs herrscht vor, tausend Blumen blühen. Christengemeinden finden sich in diesem Jahrhundert bereits im ganzen Mittelmeerraum. Geradezu explosionsartig weitet sich der neue Glaube aus, treibt immer neue Ableger.

Was macht das Christentum attraktiv? Warum verlassen Menschen ihre alten Religionen? Und lassen sich auf den neuen Glauben taufen? In der Frage liegt schon die Antwort. Alle Religionen, die man bis dahin kannte, waren gewachsen. Seit undenklichen Zeiten praktiziert und weitergegeben. Und darauf berufen sich die Alt-Religionen, auf ihre Tradition. In der Antike sind alle Menschen religiös gestimmt, eine Religion haben bedeutet für sie, ein geordnetes Leben im Rahmen der althergebrachten Ordnung zu führen.

### Der neue junge Jesus-Gott

In der westlichen Welt ist es erstmals das Christentum, das sich als Neu-Religion inmitten der gewachsenen Alt-Religionen positioniert. Mit einem neuen, jugendlichen Gott, mit Jesus, der kein Aristokrat, kein sagenumwobenes Menschentier ist wie die traditionellen Götter, sondern ein einfacher Zimmermannssohn, der den harten Beruf vom Vater übernommen hat. Jesus ist ein Gott von Du auf Du. Und gerade sein niedriger Tod empfiehlt ihn als vertrauliches Gegenüber, macht ihn mit den Menschen solidarisch.

Jesus kann man ins Herz schließen. Wörtlich. »Christus lebt in mir«, schreibt Paulus. »Darum werden wir nicht müde. Ob auch der äußere Mensch verdirbt, wird der innere Mensch doch Tag für Tag erneuert.« Eine Tür nach innen wird aufgestoßen. Paulus preist den neuen Glauben als Religion der Innerlichkeit.